

Die Differenz zwischen Kirche und Christus beachten

Als weiteres soll geltend gemacht werden, daß Erfahrungen von belastenden Grenzen der Kirche auch dazu verhelfen können, daß wir Kirche und Christus nicht miteinander gleichstellen. Gewiß kann die Kirche nie von Christus gelöst werden. Christus lebt in seiner Kirche, sie ist „sein Leib“. Und doch dürfen wir beides nicht identifizieren; der letzte Maßstab für meine Gesinnung und mein Wirken ist Christus und nicht die Kirche. Nicht sie ist die Hoffnung für mich und alle Welt, sondern Christus allein ist unsere Zukunft. Weil er aber unsere Hoffnung ist, können wir die Vorläufigkeit der Kirche annehmen, können wir es ertragen, daß sie dunkle Seiten hat und Schatten in ihr oft sehr bedrückend empfunden werden. Es geht um den, auf den die Kirche in ihrem Auftrag verweist, vor dem sie selber immer wieder zurücktreten muß, von dem sie kritisiert wird. Christus hat zu jedem einzelnen Menschen ein unvertretbar einmaliges Verhältnis. Die Gleichsetzung von Kirche mit Reich Gottes, von Kirche und Christus selber, hat Menschen oft über die Maßen belastet. Im Erfahren der Unzulänglichkeit der Kirche kann auch mein Verhältnis zum Gott meines Lebens neu reifen<sup>4</sup>.

Auch das eigene Ungenügen erkennen

Das Leiden an der Kirche darf mich nicht überheblich und einseitig machen. Ich werde bewahrt vor ungerechtem Wort und verbitterter Haltung, wenn ich bedenke: Leidet die Kirche nicht auch an mir? Gilt doch der Satz des Apostels: „Leidet ein Glied, leiden alle Glieder“ (1 Kor 12, 26). Jede Schuld, jede Halbheit, jeder Mangel an Kraft und Liebe unsererseits bringen auch der Gemeinschaft der Kirche Schaden. Wir tragen mit dazu bei, daß die Kirche nicht so leuchtet, wie der Herr es ihr geschenkt und ihr als Auftrag gegeben hat. Wir können die Umkehr der Kirche, ihre Erneuerung nur einklagen, wenn wir den Ruf auch an uns selbst gerichtet sehen. Als Verwundeter und Verwundender kann jeder dazu beitragen, daß unsere gegenwärtige Kirche und unsere Gemeinde verstehen, wie tief sie auch in der „sozialen

Sünde“ stehen, d. h. mitverantwortlich für vieles Unrecht und Leiden in der Welt sind. Nur unter solcher Voraussetzung werden Leiden und daraus Kritik an der Kirche sachgerecht und christlich. Dann können diese Leiden auch Anteil haben am Leiden Christi, und das ergänzen, was noch zum Heil und zur Rettung aller Völker aussteht (vgl. Kol 1, 24ff).

**Liselotte Höfer**

### **Grundwort eines Lebens: „für“ – Otto Karrer 1888 bis 1976**

*Die Verfasserin der 1985 erschienenen *Karrer-Biographie*\* zeigt hier den Lebensweg eines Theologen, der trotz schwerer Anfeindungen und Auseinandersetzungen mit Zuversicht und Freude seinen Weg gegangen ist und besonders in ökumenischer Hinsicht zu einem Wegbereiter des II. Vatikanischen Konzils geworden ist.* red

„Wie und wo immer der Christ seine Berufung lebt, das Grundwort seines Lebens heißt ‚für‘, denn dies ist das Grundwort des Lebens Christi.“ (Bischof Klaus Hemmerle) Wenn man von diesem Wort des Aachener Bischofs her auf das Leben des Menschen, Priesters und Theologen Otto Karrer blickt, so darf man sagen, daß das „für“ bereits die entscheidenden Kindheitserfahrungen prägte. Der fast Siebzigjährige konnte über sein Zuhause schreiben: „Obschon wir nicht reich waren, war das Elternhaus inmitten des Dorfes eine Stätte, wo viele im näheren und weiteren Umkreis Rat und Hilfe fanden.“<sup>1</sup> Und nicht nur gegenüber den Menschen jenseits der eigenen Familie wird die Mitverantwortung schlicht gelebt; der Bauernsohn lernt vom Vater die dankbare Ehr-

\* *Liselotte Höfer*, *Otto Karrer. Kämpfen und Leiden für eine weltoffene Kirche*, mit einem Vorwort von Victor Conzemius, Verlag Herder, Freiburg 1985 (21986), 480 Seiten.

<sup>1</sup> *O. Karrer*, *Autobiographisches*, in: *M. Roesle – O. Cullmann*, *Begegnung der Christen*, Frankfurt – Stuttgart 21960, 14.

<sup>4</sup> Vgl. zu diesem Gedanken *Rolf Zerfaß*, *Menschliche Seelsorge*, Freiburg 1985, 53–55.

furcht vor allem, was Gott geschaffen hat – Tier und Pflanze, dem Menschen als Lebensunterhalt gegeben, nicht aber zu schrankenloser Ausbeutung überlassen. Ja, sogar eine ökumenische Grunderfahrung vermittelt der Vater dem innerlich wachen, nachdenklichen Sohn: In einer Zeit, da konfessionelle Distanzierung an der Tagesordnung ist, findet Vater Karrer „sich durch den katholischen Glauben durchaus nicht gehindert, auch mit evangelischen Familien gute und zum Teil freundschaftliche Beziehungen zu pflegen“<sup>2</sup>.

Schließlich kommt im entscheidenden Kindheitserlebnis bereits ein wesentlicher Charakterzug zum Durchbruch: Über die intensive Gotteserfahrung, die dem etwa Elfjährigen zuteil wird, und über den daraus resultierenden Wunsch, Priester zu werden, schweigt der Junge sogar den Eltern gegenüber und vertraut völlig auf den, von dem er sich gerufen weiß: Wenn Gott mich haben will, wird er es fügen. Ungefähr ein Jahr dauert das schweigende Warten, dann öffnet sich der Weg: der Pfarrer schlägt den Eltern Karrer vor, Otto studieren zu lassen.

Was dieser Wurzelgrund der Güte, Zuverlässigkeit und Treue bedeutete, hat erst der Gereifte voll erkannt. Das heißt jedoch nicht, daß ihm Krisen, innere Kämpfe und leidvolles Versagen erspart geblieben wären. Noch dem Priester machten Eigenwille und Empfindlichkeit gegen Kritik zu schaffen, vor allem aber ein übergroßer Idealismus: Er verlangte von sich selbst Hohes und Höchstes, erwartete dasselbe von anderen – und es bedurfte einer Anzahl schmerzlicher, demütigender Erfahrungen, um ihn erkennen zu lassen, daß er sich selbst und andere überforderte.

Es war eine harte Schule, die dem himmelstürmenden jungen Feuerkopf rund drei Jahrzehnte lang beschieden war: ernüchternde Enttäuschungen des Idealisten am Allzumenschlichen nicht nur im Jesuitenorden, sondern bis in die höchsten Ränge der Kirche; gleiche Erfahrungen jenseits des konfessionellen Grabens bei dem fast verzweifelten Versuch, doch noch die „Idealkirche“ zu finden; dann ein zermürbend langwieriges römisches Rehabilitierungsverfah-

ren<sup>3</sup>; schließlich in Luzern, wo Karrer sich 1928 niederließ, wachsende Anfeindungen, speziell aus dem Klerus, die zur regelrechten Hetzkampagne ausarteten.

Karrer hat sich dieser göttlichen Lebensschule nicht entzogen. Was Anlage, Elternhaus und Ordensschulung in ihm grundgelegt hatten, gab ihm Halt; vor allem erkannte er, daß Gott ihn nicht losließ, nicht einmal bei dem Versuch des Davonlaufens vor der Realität: „Mein Idealismus ist falsch, sagte ich mir. . . . Gott hatte mir gezeigt, wo ich hingehöre“ – so schrieb er ohne Beschönigung fast vierzig Jahre nach der großen Glaubenskrise an einen Freund.

Doch sein Idealismus kam aus jener Hochgesinntheit, die sich nicht mit Durchschnitt und Mittelmäßigkeit zufriedengeben kann – nicht aber aus dünkelfhafter Selbstgerechtigkeit. Das bewahrte Karrer davor, zum Menschenverächter zu werden und sich in die eigene Innerlichkeit zurückzuziehen. Die Ernüchterung wurde für ihn der Anfang eines Weges, auf dem er schrittweise lernte, realistische Weltsicht mit ungebrochener Menschenliebe zu verbinden.

In diesen oft schmerzlichen Erfahrungen mit sich selbst und anderen reifte Karrer zum Seelsorger.

Zunächst ließen in Luzern seine Predigten in der Pfarrkirche St. Paul aufhorchen: nicht durch kunstvolle Rhetorik – Karrer sprach schlicht, ohne Pathos oder Sentimentalität. Die Predigten gingen von einer soliden theologischen Grundlage aus, brachten viel biblisches Gedankengut, sprachen aber in das Alltagsleben der Christen hinein und öffneten zugleich die über diesen Alltag hinausweisenden Perspektiven.

Karrers besondere Stärke war die Zuwendung zum einzelnen, das hilfreiche Gespräch mit ihm. Er nahm sich für jeden Zeit, und wo nötig, ließ er dem anderen Zeit. Nicht, daß er Schuld übersah oder wegdisputierte – aber er verlangte keinen sofortigen Heroismus, sondern führte den anderen behutsam zu einer vor Gott und den Mitmenschen verantwortbaren Lösung.

<sup>3</sup> Obwohl Karrer den letzten formalrechtlichen Schritt des Übertritts zum Luthertum nicht mehr vollzog, behandelte Rom die Angelegenheit als „öffentlichen Glaubensabfall“.

<sup>2</sup> Ebd.

Diese Haltung prädestinierte ihn geradezu zur Hilfe für Menschen in besonders schwierigen Gewissenskonflikten und für jene, denen ein Netz moralischer Schablonen und festgefahrener Katechismusformeln alle Glaubensfreude erstickt hatte. Karrers großes Verständnis für die Fragen, welche in den Zwischenkriegsjahren Glaubenden und Glaubenwollenden zu schaffen machten, sowie sein ganz persönliches Engagement für den einzelnen ließen ihn bald zum gesuchten Berater und Helfer werden.

In späteren Jahren sprachen gelegentlich Freunde ihn auf das Risiko seines personalen Einsatzes an; dann sagte er nur: „Oft gelingt's, manchmal nicht – damit muß man rechnen.“ Weder dramatisierte noch resignierte er; mißglückte sein Bemühen, so gab er alles Gott anheim, traktierte aber niemanden mit Vorwürfen.

Gerade Karrers unkonventionelle Art der Pastoral und Verkündigung trug ihm zwar die Wertschätzung einiger Seelsorger und zahlreicher Laien ein, doch der Großteil des Luzerner Klerus war bald schlecht auf ihn zu sprechen. Von Anfang an hatten die „gut katholischen“ Hüter der Rechtgläubigkeit den Exjesuiten, um den Gerüchte über zeitweiligen Kirchenaustritt schwirrten, mit Mißtrauen betrachtet. Bald war er als „nicht richtig katholisch“, als „Modernist“ und „Kantengänger“ abgestempelt, vor dem besonders der theologische Nachwuchs gewarnt wurde. Und dann mußten Luzerner Pfarrer erleben, daß immer häufiger ihre Kirchgänger die Messen in St. Paul besuchten – zugegebenermaßen wegen Karrers Predigten. Das rief natürlich auch noch den klerikalen Neid auf den Plan, zusätzlich zum theologischen Denken einer engstirnigen Neuscholastik, zur verbreiteten, aus dem Kulturkampf stammenden Ghetto mentalität, zur formalistisch erstarrten Moraltheologie.

Darüber hinaus stellte Karrer bald eine ökumenische Gesinnung unter Beweis, die ebenfalls vom Üblichen abwich – auch insofern, als er nicht nur Kontakte mit evangelischen Theologen und Laien suchte, sondern sich bemühte, das Blickfeld der Katholiken auszuweiten auf die Weltreligionen hin, die ihren Sinn im göttlichen Heilsplan haben

und nicht ausschließlich als zu missionierenden Heidentum anzusehen sind. Karrer verfiel nicht in den Fehler einer angeblich „objektiven“ Religionswissenschaft, die alle Religionen einschließlich des Christentums gleich wertete; ihm ging es um Würdigung der Gottesidee, um gerechte Beurteilung jeglicher Ausdrucksform von Glaube und Gottbeziehung. Die „eine Menschheit Gottes“ in ihrer Gesamtheit über Räume und Zeiten hin – im II. Vatikanischen Konzil von der amtlichen Kirche als grundlegende Wahrheit betont – war für Karrer (sowie einige wenige vor und neben ihm) längst eine Realität. Und eigentlich waren es keine neuen Gedanken in der Kirche: Die großen Kirchenväter in Ost und West hatten nicht nur die alttestamentliche Offenbarung als Vorbereitung auf die messianische Heilszeit gesehen; auch in der griechisch-römischen Welt erkannten sie Spuren göttlichen Wirkens, Führung auf Christus hin, so daß sie unbefangen von „Christen vor Christus“ sprechen konnten.

Eine einseitig apologetische Theologie und Pastoral, ausschließlich auf „Verteidigung des Glaubens“ und „Bewahrung der Gläubigen“ ausgerichtet, nahm selbstverständlich auch an der ökumenischen Weite Karrers Anstoß und verübelte ihm vor allem sein Mitwirken an damals noch seltenen katholisch-evangelischen Veranstaltungen.

Die Voreingenommenheit eines Großteils des Luzerner Klerus gegen Karrer verstieg sich bis zur Behauptung, er sei ein „offener Häretiker“. Kam in Chur (wo er inkardiniert war) oder im Bistum Basel (zu dem sein Wohnsitz gehörte) ein neuer Bischof ins Amt, erhielt er schnellstens das ganze Karrersche Sündenregister frei Haus geliefert. Endlich erreichte man – Höhepunkt des Triumphes – eine zweifache römische Verurteilung: Im März 1942 wurde Karrers Buch „Gebet, Vorsehung, Wunder“ (Luzern 1941) auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt; keine drei Wochen später erging Predigt- und Vortragsverbot, das erst Anfang September 1943 wieder aufgehoben wurde.

Bis dahin hatten nur ganz wenige verschwiegene Freunde eine Ahnung davon, wie sehr Karrer unter den ständigen Verdächtigungen, Mißdeutungen und Verleumdungen litt;

und auch diese wenigen hörten keine zornigen und bitteren Klagen von ihm. Erst bei Indizierung und Predigtverbot konnte die Öffentlichkeit aus Karrers Reaktion die ganze Größe seines Charakters erkennen: Er selbst gab von der Kanzel die Indizierung und seine uneingeschränkte Unterwerfung bekannt. Nach dem Predigtverbot bat er seinen Pfarrer schriftlich: „Die Gläubigen bitte ich durch Dich, sie mögen es mit ruhigem religiösem Geist aufnehmen . . ., ohne irgendwelche Verdächtigungen . . .; mir die Freude bereiten, zu sehen, daß die Predigt vom Glauben, der sich nicht auf Menschen gründet, und von der Segenskraft des Kreuzes . . . bei ihnen auf guten Grund gefallen ist. Ob ich einmal wiederkomme oder nicht, wird zweifellos auch von dieser ihrer Haltung abhängen.“ Der Brief wiederholte indirekt Karrers bereits bei der Indizierung ausgesprochene Bitte, jegliche Protestaktion zu unterlassen – beidemale wollten empörte Freunde Unterschriften für eine Eingabe nach Rom sammeln<sup>4</sup>.

Doch der Blick auf das „für“ in Karrers Leben wäre unvollständig ohne Erwähnung seines jahrelangen Einsatzes für die im Nazi-Regime Gefährdeten. Gott allein weiß, wie viele Menschen damals Karrer ihr Leben verdankten. Und seine Hilfe beschränkte sich nicht auf Warnungen und Ermöglichung schnellster Flucht. Wenn auch der Aufenthalt in der Schweiz für die meisten Emigranten nur Zwischenstation sein konnte, so mußten sie doch mit Lebensnotwendigstem versorgt, bescheiden untergebracht und ihnen zu etwas Verdienst verholfen werden. So wurde Karrer buchstäblich zum Bettler bei weltlichen und kirchlichen Instanzen wie bei Privaten – ganz abgesehen von den Flüchtlingen, die er in seinem kleinen Haus unterbrachte, und der weit größeren Anzahl, die täglich an seinem Tisch saß.

Dabei war Karrer persönlich immer stärker gefährdet, nachdem er 1935 aus politischen

<sup>4</sup> Bedenkt man, daß in der Zeit dieser Anfeindungen im benachbarten Deutschland zunächst ab 1933 der ideologische Kirchenkampf immer schärfere Formen annahm, schließlich fast ganz Europa in jahrelanges Kriegswüten hineingerissen wurde, so fragt man sich, ob eigentlich der Schweizer Kleus und die römische Kurie keine dringlicheren Sorgen hatten als Ketzerjagd, Denunziation und Verurteilung einzelner (Karrer war nicht der einzige, aber in der Schweiz am stärksten exponiert).

Gründen die deutsche Staatsangehörigkeit aufgegeben und das Schweizer Bürgerrecht erworben hatte. Seine Emigrantenhilfe blieb den Nazibehörden natürlich auch nicht verborgen. Als sich nach Kriegsbeginn zeigte, daß Hitler die Besetzung der Schweiz plante, versuchte Karrer, längst mehrfach gewarnt, ein spanisches Einreisevisum zu erhalten, doch sein Gesuch wurde abgelehnt, da in Spanien die Gestapo die Visaanträge kontrollierte. So wäre ihm nur die Flucht via Westschweiz-Südfrankreich in ein spanisches Versteck geblieben: ein lebensgefährliches Unternehmen, das er im Ernstfall dennoch gewagt hätte.

Noch kein Jahr nach Kriegsende, Anfang 1946, konnte Karrer sich mit vollem Einsatz jener Aufgabe zuwenden, die er frühzeitig als seine eigentliche Berufung erahnt, jedoch in einer „langen Zwischenzeit des Wartens“<sup>5</sup> schweigend und beharrlich herbeigeseht hatte: dem Aufbruch aus der abendländischen Glaubensspaltung zu neuer Glaubenseinheit.

Persönlichen Angriffen war Karrer nun nicht mehr ausgesetzt. Aber es war ein harter, steiniger Boden, den er und einige katholische und evangelische Freunde umzupflügen sich mühten; denn es ging diesen Pionieren um die Ökumene an der Basis, um den Gesinnungswandel bei Seelsorgern und Kirchenvolk hüben und drüben. In den zahlreichen ökumenischen Gruppen, die damals vornehmlich in den Ursprungsländern der Reformation entstanden – die deutschschweizerischen sämtlich aus Karrers Initiative –, mußte jeder einzelne für sich umdenken, um vererbte Klischees und Vorurteile zu überwinden, das eigene Glaubensleben zu vertiefen und sich neuen Glaubenserfahrungen zu öffnen. Dazu kamen Anfechtungen von außen: Gleichgültigkeit oder Unverständnis, auch Anfeindungen und vielfaches kirchenamtliches Mißtrauen. Gerade Karrer mußte verschiedentlich erleben, daß seine Motive mißdeutet wurden, sogar gelegentlich innerhalb einer Gruppe: daß Reformierte ihn berechnender Taktik verdächtigten oder Katholiken ihm zu weit gehendes Entgegenkommen vorwarfen.

Als am 25. Jänner 1959 Papst Johannes XXIII. ein Konzil ankündigte, spürten alle

<sup>5</sup> O. Karrer, Autobiographisches, 20.

ökumenisch Engagierten, daß nun auch in Rom die Saat der Pioniere aufzugehen begann.

Ohne offizielle Funktion, aber voll aktiv beteiligte Karrer sich an Vorbereitung und Verlauf des II. Vatikanischen Konzils. Mit vielen Freunden durfte er erleben, wie das Wirken der einst Verkannten und Verlästerten von der amtlichen Kirche aufgenommen und zur Grundlage für den künftigen Weg des Gottesvolkes gemacht wurde.

Nach der dritten Konzils-session wurde Karrer als einer der ersten zum wissenschaftlichen Berater des neugegründeten Institutes für Ökumenische Studien in Fribourg ernannt, im September 1965 in die Ökumenische Gesprächskommission der Schweizer Kirchen berufen, ebenso in eine Unterkommission, die zusammen mit den entsprechenden deutschen und österreichischen Gremien den allen Christen gemeinsamen Vater-unser-Text ausarbeitete. Doch bereits ein Jahr später, im Herbst 1966, sah er sich zum Rücktritt gezwungen, da sein nachlassendes Gehör für ihn und die anderen zum Handicap wurde.

Oftmals in seinem Leben hat Otto Karrer das Loslassen geübt. Doch bisher war, wenn er einen hilfesuchenden Menschen, ein schriftlich behandeltes Thema aus seinem Lebensbereich entließ, dies immer zugleich ein Schritt in neue Aufgaben gewesen. Der jetzt geforderte Verzicht dagegen betraf seine Gesamttätigkeit, ja seine ganze Person: die Zurrücknahme seiner selbst, ohne falsche Bescheidenheit, aber auch ohne Selbstmitleid – das war in einem letzten „für“ der Dienst, den er nun der nachkonziliaren Kirche zu leisten hatte.

Der Brief eines um etwa eine Generation jüngeren Priesters faßte nach Karrers Tod diesen Grundzug seines Wesens in das benediktinische Wort von der „Weite des Herzens“: „Er war ein Liebender, der auch mit dem Herzen dachte und deshalb nie nur in Enge abgrenzend und trennend denken konnte. Daß er in manchen bitteren Erfahrungen seines Lebens nicht bitter wurde und Leidvolles ertragen konnte, gehört zu dieser latitudo cordis, die ihm als Gabe eigen war und seinem Leben im Alter die köstliche Reife gab.“

## Anca Wittig

### Nach schweren Zeiten wieder Freude und Geborgenheit in der Kirche

*Wie kann man die Freude an der Kirche erhalten oder wiedergewinnen, wenn die Kirche selbst in einzelnen ihrer Vertreter und in einem geistig engen und menschlich engherzigen Klima die Ursache des Leidens ist? Solche schwere Lasten, von denen die Frau des Theologen und Schriftstellers Josef Wittig hier offen erzählt, sollten eigentlich ebenso endgültig der Vergangenheit angehören wie z. B. die Inquisition und die Hexenprozesse. Wie stark mußte aber die Verankerung in der Kirche sein, daß Josef Wittig auch als Ausgestoßener nie daran dachte, der katholischen Kirche den Rücken zu kehren, und daß Anca Wittig wieder von ihrer Freude an der Kirche sprechen kann!* red

Wenn Paulus den Philippern schreibt, „Freuet euch allezeit im Herrn!“ (Phil 4, 4), dann tut er das, was Jesus für seine Stiftung, die Kirche, gewollt hat. Seit 2000 Jahren geht es nun Millionen Menschen an und macht sie zu wahrhaft Erlösten!

Dennoch hat sich für unzählige an Stelle solcher Freude Enttäuschung und Leid eingestellt, wenn die Kirche ihnen Schweres auferlegte. Wenn man einen so Betroffenen fragt, warum und wodurch er litt, darf man wohl von ihm eine ehrliche Antwort erwarten. Meines Erachtens gilt auch hier das Wort des Evangelisten: „Was wir selbst gesehen, das bezeugen wir.“

So will ich von den leidvollen Erfahrungen erzählen, die der Theologe Josef Wittig über 20 Jahre hindurch mit seiner Kirche gemacht hat und die ich seit meiner Verbindung mit ihm teilen und längere Zeit hindurch über seinen Tod hinaus auf mich nehmen mußte. Josef Wittig, geboren 1881, war Professor für Patristik und Alte Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Breslau. Er hatte schon mehrere vielbeachtete Bücher und Aufsätze geschrieben, als im Jahr 1925 einige seiner Schriften auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurden. Zugleich wurde ihm ein Termin zur Annahme mehrerer Bedingungen gestellt. Diese